

Klaus Giel

Über den Kitsch in der Pädagogik\*  
Anmerkungen zu Jess Mowry „Crusader Rabbit“

Kitsch wird von dem in Südwestdeutschland gebräuchlichen Ausdruck „Kitsche“ hergeleitet, der ein beim Bau, bei der Unterhaltung und Reinigung der Straßen verwendetes Gerät bezeichnet, das ... zum Abziehen des Schlammes von der Straße gebraucht wird. Die soßig-braune Farbe des mit der Kitsche geglätteten Schlammes war der Anlaß der Bedeutungsübertragung

(Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 4, L-K).

Wenn sie verfilmt wäre, wäre die Geschichte ein einziger Anlaß zum Wegschauen. Sie spielt im Milieu von Müllsammlern, wühlt in demütigendem Schmutz und findet ihren krönenden Abschluß in der makabren Darstellung des Fundes einer Baby-Leiche im Müllcontainer. Die Leiche wird von den beiden Protagonisten der Geschichte bei schräg einfallendem „goldenen (Abend-) Sonnenlicht“ feierlich bestattet.

Man wird, mit vollem Recht, einwenden, daß das Wegschauen eine für das Bildungsbürgertum typische Reaktion sei. Und: wer wegschaut, hat nichts zu sagen. Damit wäre von mir aus alles gesagt, wenn die Geschichte nicht in einem präzise angebbaren Sinne der Bildungstradition angehörte. So mag denn auch die Frage „Was will das Graun bedeuten?“ (Eichendorff) zugelassen sein.

Der „Crusader Rabbit“ – „a sort of crusading Don Quijote“ –, auf den der Titel unserer Geschichte anspielt, ist eine Comic-Serie, die in die Tradition des Schelmenromans und der pikaresken Erzählung gehört. In der Gestalt des Lazarillo de Tormes (1554) war dieser Typus zum erstenmal mit einem klaren Profil an die literarische Öffentlichkeit getreten. Die Tradition des pikaresken Romans hat auch in der Gegenwartsliteratur prägnante Gestalten hervorgebracht (bei Brecht, Grass u.a.). Eine volksnahe Ausprägung hat das Genre in dem türkischen Karagöz (und seinem griechischen Pendant) gefunden.

In den Abenteuern und Streichen, mit denen uns diese Gattung belehrt und ergötzt, wird die etablierte Gesellschaft, die Wohlanständigkeit auf die Schippe genommen. Der Picaro brilliert in der Regel mit einer durch keine Konvention eingeschränkten Intelligenz. Mit einer dermaßen frei entfalteten Intelligenz wird die in Kultur und Konvention übergangene und maskierte *conditio humana* freigelegt: die Intelligenz verbindet und bindet sich [41/42] ohne weitere Vermittlung an die Bedürfnisse. Der Karagöz wird von einem unstillbaren Hunger geplagt, der seiner Intelligenz die Sporen gibt. Und so wie der mit einer unansehnlichen Statur und einem riesigen Buckel ausgestattete Karagöz ist auch der „Ur-Rabbit“ unscheinbar; versteht es aber glänzend, aus seiner Hasennatur Kapital bei seinen Mogeleyen zu schlagen.

In Mowrys Geschichte erinnert nur noch der Name „Raglan“ an den Crusader Rabbit. Der Raglan in unserer Geschichte weiß nur noch vom Hörensagen, daß dieser Name, ein Übername also, den sein Vater ihm gegeben hat, einer Geschichte entnommen ist, die er selber nicht kennt. So wird mit diesem Namen der Beginn unserer Geschichte in eine ferne Vorgeschichte verlegt: Bis zu seiner Begegnung mit dem Jungen hat Raglan keine eigene, erzählenswerte Geschichte. Was vor dieser Begegnung liegt, bleibt im Dunkel und ist ohne jede Bedeutung. Zugleich wird mit dem Namen Raglan jede Beziehung zum Crusader Rabbit und in eins damit die pikareske Erzähltradition getilgt. Während der Rabbit, wie alle anderen Schelme, auf der

---

\* Erschienen in : Gotthilf Gerhard Hiller (Hrsg.), Du könntest mein Vater sein. Wozu eine Kurzgeschichte das pädagogische Denken provoziert. Armin Vaas Verlag Langenau-Ulm 1999, S. 41-44. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

Erde agiert, wo nichts vollkommen ist und das Überleben weder in physischer noch in moralischer Hinsicht leichtfällt – *resisto, ergo sum!* –, hängt Mowry seine Geschichte in den Himmel der reinen Wesenheiten. Der intellektuelle Charme der Schelmengeschichte wird zu gefühlsselligen Nebelschwaden verdampft, die sich bedeutungsschwer auf die Erzählung legen. Diese Behauptung läßt sich belegen und begründen.

Mowry erzählt Episoden aus dem Leben von outcasts, die versuchen, jenseits der bürgerlichen Ordnung, ihrer Institutionen, ihrer Moral und ihrer Schranken, eine Vater-Sohn-Beziehung – ab ovo gleichsam – aufzubauen. Ein Heim ist in der Gestalt eines altersschwachen Chevy vorhanden, was fehlt – läßt man die mütterliche Komponente unberücksichtigt – ist das Bindung stiftende Element, das sicherer ist als die schwankenden Emotionen, und eine Beziehung zu gründen und zu tragen vermag, die über den Tag mit all seinen Widrigkeiten hinausreicht. In der „normalen“ bürgerlichen Familie ist dieses den Wandel der Zeit überdauernde Element in der Generationenfolge gegenwärtig. Der Bestand der bürgerlichen Familie ist durch die Zugehörigkeit der Toten gewährleistet: Geburt und Tod sind darin auf höchst diffizile Weise miteinander vermittelt.

Dies, daß die Toten zur Familie gehören, bildet, nach meiner Lektüre, den fruchtbaren Moment in Mowrys Erzählung. Die gemeinsame, verbindend-verbindliche Geschichte der beiden Protagonisten beginnt mit dem Fund der Leiche. Nach der Bestattung erst läßt Raglan sich auf die wiederholte Frage „Du bist mein Vater, oder?“ mit der verbindlicheren Antwort ein: „Ich möcht's gern sein.“

Wir erleben hier also so etwas wie die Urzeugung der Familie. In die bürgerliche Familie wird man – der Heideggersche Ausdruck trifft hier die Sache – hineingeworfen. Die Familienzugehörigkeit wird man seiner Lebtag nicht los. Dagegen werden wir in unserer Geschichte Zeuge von so etwas „Unnatürlichem“ wie einer Vaterwahl, die allerdings durch einen Eingriff von außen abgeseget, sanktioniert werden muß. Da die Götter [42/43] nicht mehr bemüht werden können, muß ein grausiger Zufall her, um dem Bund die nötige Weihe zu geben. Mit der Adoption des Toten wird aus einer emotional-erotischen Beziehung eine den Tag überdauernde verbindlichverbindende Geschichte: eine reine Familie nach dem Muster der Heiligen Familie.

Die äußeren Umstände der outcasts erscheinen von hier aus gesehen als Grundvoraussetzung für die anfänglich-voraussetzungslose Stiftung der Vater-Sohn-Beziehung. Das echte und reine Vater-Sohn-Verhältnis, der „Vatersinn“ (Pestalozzi) ist, wenngleich er sich in der gesellschaftlichen Realität zu erfüllen hat, nicht auf die gesellschaftlich vorgezeichneten sozialen Rollen zurückzuführen. Vatersinn, das ist vielmehr eine Ausprägung der *humanitas*, ein im Religiösen fundiertes humanes Ethos. So jedenfalls stellt es sich in einer von Pestalozzi (Abendstunde eines Einsiedlers) und Fröbel (Erneuerung des Lebens fordert das Jahr 1836) entwickelten Begrifflichkeit dar. Im „Menschen als Vater“ greifen die heilenden, einheitsstiftenden Kräfte, die die entzweite Menschheit in uns mit sich selbst versöhnen, in das Leben ein. In Mowrys Geschichte erweckt die Annahme der Vaterschaft durch Raglan im Jungen die begründete Hoffnung, von der Spritze loszukommen.

Wenn man die Geschichte in dieser Lesespur zu Ende bringt, will sie uns bedeuten, daß in den Konventionen und Überlieferungen der „erstarrten“ bürgerlichen Gesellschaft echte Vater-Kind-Beziehungen entweder gar nicht oder nur in verzerrter Form möglich sind. Von dieser Überzeugung war noch die Reformpädagogik der zwanziger Jahre durchdrungen, die ihren Reformwillen aus den Quellen der pädagogischen Klassik geschöpft hatte. Dies gilt ganz besonders für die sozialpädagogische Richtung in der Reformpädagogik. Das Credo, nach dem Karl Wilker das Berliner Erziehungsheim „Lindenhof“ führen wollte, hat er in den folgenden Sätzen zusammengefaßt: „Wer immer wieder erleben muß, wie die Gesellschaft es ist, die Menschen um Menschen vernichtet, weil sie herzlos Menschenrechte und Menschenwerte mit

Füßen trampelt..., der kennt die Sehnsucht dieser Entrechteten, eine neue Gesellschaft zu bilden. Und eben weil sie die Abgründigkeiten des Lebens kennen, eben darum steckt in ihnen eine viel stärkere Lebenskraft.“

Daß unsere Geschichte vor der Ahnengalerie ehrwürdiger Gestalten rekonstruiert werden muß, zeigt, daß sie gut gemeint und von edler Absicht durchdrungen ist. Aber sie ist auch nur das: gut gemeint. Die Absicht, mit der hier edles Menschentum gezeichnet wird, wird nicht mit entsprechendem künstlerischem Können und mit intellektueller Kraft eingelöst. Es bleibt bei dem „gut gemeint“, dem charakteristischen Merkmal des Kitsches.

In dem Ausdruck „Vatersinn“, wie Pestalozzi und Fröbel ihn gebrauchten, wurde der begriffliche Gehalt der Auseinandersetzung mit der geschichtlich-sozialen Wirklichkeit, die zur Ausbildung der Kleinfamilie geführt hatte, herausgestellt. In der im Religiösen verankerten Sorge um das [43/44] Wohl des Kindes hat man das Integrationspotential des Familienlebens zu finden geglaubt. So wurde im Begriff „Vatersinn“ etwas vom „Eigensinn“ des Pädagogischen freigelegt, das sich nicht von gesellschaftlichen Funktionen herleitet, wenngleich es von höchster gesellschaftlicher Bedeutung ist. Als theoretischer Hintergrund, vor dem man den Eigensinn des Pädagogischen auszulegen versuchte, zeichnete sich in der Klassik das Projekt einer „Pädagogischen Anthropologie“ ab. Pestalozzi und Fröbel wußten allerdings noch, daß das humanum nicht von der *conditio humana* abzulösen ist. Mit anderen Worten: Sie hatten die abgrundtiefe Zweideutigkeit alles Menschlichen stets im Blick behalten. Die Vaterschaft als Lebensform (Ethos) ist, salopp ausgedrückt, nicht ohne die dunklen Seiten des Vaterseins zu haben: dem Vitalneid, der sich im Autoritätsanspruch maskiert, den Projektionen der eigenen Lebensentwürfe, der verfehlten zumal, auf die Kinder, und die patriarchalische Herrschaft, die, zum Wohl der Kinder, ihnen die Luft zum Atmen nimmt. Allgemeiner gesagt: Die Klassiker wußten noch, daß die Strahlkraft der *humanitas* sich vor den Abgründen des Inhumanen entfaltet, die dem Glanz erst seine Tiefe verleihen.

Der Kitsch dagegen macht das Humane platt, flächig. Er löst sich zum einen ab von den Abgründen der Zweideutigkeit und repräsentiert die unvermischt-reine Menschlichkeit. Und zum anderen enthält der Kitsch keine begriffliche Entfaltung einer originären Auseinandersetzung mit der vorgefundenen Wirklichkeit. So stellt er das menschliche Wesen in seiner abstraktesten Form dar. Deshalb kann man sich auch ohne jede Anstrengung mit dem Kitsch identifizieren; oder genauer: man kann sich darin in seinem höheren Sein genießen. Darin liegt nun freilich auch etwas Positives: Es ist der Kitsch, der im Gedränge des Alltags die Ahnung von einem den Tag überdauernden Entwurf des Menschseins wachhält; in einer Weise allerdings, die den Entwurfcharakter der Menschenbilder verdrängt und verdeckt. Der Kitsch präsentiert fertige Bilder, in denen man sich nur eben vorfinden kann. Man findet sich aber vornehmlich in seinen Gefühlen vor: der Kitsch aktualisiert sie in einer sich selbst in Bildern affirmierenden Weise, einer Weise, in denen die Gefühle von der Realität abgeschnitten sind. Die Selbst(vor)findung im und durch den Kitsch verpflichtet zu nichts: das eben ist das „Schöne“ daran.

Die Darstellung des Menschseins im Kitsch ist immer schon auf Vorgefundenes bezogen, die Kopie eines versunkenen Originals. So bleibt auch der Kitsch in der pädagogischen Literatur auf originäre Entwürfe des Pädagogischen – die „Klassiker“ – angewiesen. Im Wachhalten der Erinnerung an originäre Entwürfe hat er eine durchaus positive Funktion, indem er die Möglichkeit der erneuten Auseinandersetzung offenhält. Im Kitsch wird, so gesehen, die „dürftige Zeit“ des pädagogischen Denkens überbrückt.

Es sind im wesentlichen anthropologische Entwürfe des Pädagogischen, die des Kitsches bedürfen, um nicht in Vergessenheit zu geraten, Entwürfe, die die Erziehung als eine Vielfalt von Formen begreifen, in denen sich das Humanum entfaltet: als „Vatersinn“ zum Beispiel.